

Zum 200. Todestag von
Friedrich Schiller am 9. Mai

„In sich verzehrt, aber mit brennendem Licht“

Wolf Scheller

Georg Büchner nannte Schillers Dramenfiguren reichlich respektlos „Marionetten mit himmelblauen Nasen und affektiertem Pathos“. Goethe, der Schiller, wie er im Alter bekannte, ursprünglich hasste, sprach nach dem Tod des Freundes von diesem „großen, singulären Mann“, und Thomas Mann stellte fest, Schillers Werk führe „zu rettender Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst“. Es hat nicht an hochgestimmten Urteilen über den deutschen Nationaldichter gefehlt. „Unser Schiller“, wie seine Landsleute ihn gerne nannten, hat freilich in seinem Bühnenschaffen kein deutsches Freiheitsdrama thematisiert. Im *Don Carlos* behandelt er den Kampf der Niederländer, in der *Jungfrau von Orleans* den Kampf der Franzosen, im *Wilhelm Tell* den Kampf der Eidgenossen. „Das ist nicht der Deutschen Größe, obzusiegen mit dem Schwert“, schrieb er. Und doch entdeckten seine Lobpreiser posthum eine Menge Deutsches an ihm: die dichterische Form, die reiche Sprache, seine „Grandiosität“, wie Thomas Mann meinte, sein „Ewig-Knabenhaftes“, seine „Abenteuerlust“. Der Historiker Carl Jacob Burckhardt sagte von Schiller, er sei „einer unserer Nothelfer“, der immer wieder aufgestiegen sei „zur reinsten Lebensquelle, zum Licht“. Aber schon Schillers Dichter-Kollege Wilhelm Raabe warnte vor dem „germanischen Idealismus“ des deutschen Kleinbürgers bei seinen Schillerfeiern, und im fernen Wien weigerte sich Karl Kraus bis auf weiteres, über Schiller überhaupt zu reden: „Ehe wir von dem Künstler reden

wollen, muss unbedingt auch die entfernteste Möglichkeit beseitigt sein, dass vor einer Schillerbüste ein Männergesangverein Aufstellung nimmt. Dass mir sein zweihundertster Geburtstag vor solchen Zwischenfällen bewahrt bleibe! Und dass bis dahin überhaupt alle kompromittierenden Beziehungen zwischen einem Genius und den gestärkten Vorhemden aufgehört haben – das walte Gott!“

Die oft merkwürdigen Blüten, die eine nationaldeutsche Schilleristik noch bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges getrieben hat, kommen uns heute nur noch albern oder fremd vor. Sein Ideal von Freiheit und Menschenwürde, sein europäisch-universalhistorisches Geschichtsbild aber haben von ihrer Leuchtkraft nichts eingebüßt. Und noch immer geht von seinem Leben und seinen Werken eine Faszination aus, der man sich nicht entziehen kann, auch wenn das Pathos seiner Sprache mitunter eher eine Abwehrhaltung provoziert. Hugo von Hofmannsthal verglich ihn mit einem Fackelläufer, der „in sich verzehrt, aber mit brennendem Licht“ sein Ziel erreicht und dort sterbend niedersinkt.

An einem der letzten Tage seines Lebens, so hat es seine Schwägerin Caroline von Wolzogen überliefert, sagte der bereits sterbenskranke Dichter zu ihr: „Der Tod kann kein Übel sein, da er etwas Allgemeines hat.“ Im Epilog zu Schillers *Glocke* schrieb Goethe über den Freund: „Er hatte früh das ernste Wort gelesen, dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.“ Ein Leben gegen die Krankheit. In Jena

und dann in Weimar, wo Schiller die letzten Jahre seit 1799 verbrachte, kommt es zur physischen Tragödie dieses Lebens. Schiller war schon in Mannheim durch Malaria geschwächt und erkrankte dann bald nach seiner Heirat lebensgefährlich an Lungen- und Rippenfellentzündung. Er war praktisch bis an das Ende seines Lebens im Mai 1805 ein schwer kranker Mann. Es gab zwar gelegentliche Ruhephasen, aber er blieb doch gezeichnet von den Folgen der Rippenfellentzündung, bei der sich der Eiter Bahn durch das Zwerchfell gebrochen hatte. Normalerweise hätte dies schon allein zu einer allgemeinen Blutvergiftung führen können, doch bei Schiller entwickelte sich eine chronische Bauchfellentzündung, die zunehmend die Darmfunktion behinderte und im Juli 1804 eine Darmverschlingung hervorrief.

Ein früher Tod

Über die letzten Tage ist viel geschrieben worden. Im Bericht des Arztes ist wiederholt von Schillers Ängsten die Rede. Am 6. Mai, er „klagte über Angst, und der Puls wurde klein. [...] Den 9. hatte er unruhig geschlafen, fantasiert; früh äußerte er mir, dass er Herzensangst gehabt habe; ich riet ihm, noch ein stärkeres Bad zu nehmen [...] allein nach dem Bade bekam er eine Ohnmacht, welche sich auf Einreibungen am Kopf legte; er schlief nachher und phantasierte. Gegen Abend um 1/2 6 Uhr bekam er schnell einen Nervenschlag. Auf Reiben, Moschus innerlich und flüchtige kräftige Einreibungen schien sich's zu beruhigen; allein 3/4 auf 6 Uhr repetierte der Schlag heftig, und er blieb plötzlich.“

Schiller hatte gehofft, dass er wenigstens sein 50. Lebensjahr erreichen könne. Aber er hatte auch eine deutliche Ahnung seines frühen Todes. 1793 bereits heißt es in einem Brief: „Jedes Zeichen im Tierkreis bringt mir ein anderes Leiden mit. Und doch ist das Beste, was ich vernünf-

*Friedrich Schiller als 44-Jähriger
nach einem Gemälde von Simenowitz.*

© dpa



tig wünschen kann, noch lange so zu bleiben, denn die ganze Veränderung, die ich zu erwarten habe, ist, dass es zum Schlimmern geht.“ Und ein Jahr später an Goethe: „[...] leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltenswerthe aus dem Brande geflüchtet.“ Nur 45 Jahre alt ist Schiller geworden. Den Tod trug er gewissermaßen bei sich, als Mediziner und

Arzt war er ihm ohnehin ständig begegnet. Seine weitgehend von ihm allein bestrittene *Anthologie auf das Jahr 1782* versah der junge Schiller mit dem makabren Vorspruch „Meinem Prinzipal dem Tod zugeschrieben“. Hat der Dichter mit dem Todesgedanken gespielt, gab es bei Schiller eine Todessehnsucht wie etwa bei Novalis und anderen Romantikern? Er, der dem Tode nach eigenem Zeugnis so oft ins Auge geblickt hatte, setzte dieser allgegenwärtigen Stimmung der Verdüsterung eine fiktive poetische Gegenwelt entgegen, die er „Liebe“ oder auch „Elysium“ nannte. Er will sich nicht von dem jammervoll versagenden Körper unterkriegen lassen, er weiß, dass ihm nicht viel Zeit bleibt – er kämpft: „Es ist nichts als die Tätigkeit nach einem bestimmten Ziel, was das Leben erträglich macht.“

Seinen Dramen merkt man kaum an, dass Schiller von seinem ganzen Wesen her eigentlich das Leben liebte und auch fröhliche Geselligkeit durchaus zu schätzen wusste. Vor allem die frühen Bühnenstücke vor seiner Erkrankung zeichnen ein düsteres Bild. Karl Moor in *Die Räuber* geht den Weg der Schande, kann aber nicht mehr zurück, als er seinen Irrtum bemerkt, hält aber dann an der Treue zu sich selbst fest, am Stolz des eigenen Lebens: „Die Qual erlahme an meinem Stolz.“ Ferdinand und Luise in *Kabale und Liebe* sterben im Doppelmord, ein Verbrechen aus Selbsttäuschung. Und im *Don Carlos* bleibt der Opfertod Posas für den Freund vergeblich, denn Carlos fordert den König heraus, indem er ihm deutlich macht, dass Posa nur für ihn gestorben sei. So kommt es zum eigenen Tod durch die Inquisition. Alles in allem ein schaudervoller Totentanz, grausam in den Verwüstungen und Missverständnissen, fern jener idealistischen oder positiven Vorstellung, die Schiller seinen Dramen gibt. Der Tod als etwas Allgemeines, nicht mehr ein Übel, sondern eine befreiende Tat. Kunst – so Schiller in einem Brief – sei

das Bestreben, „alles ganz zu machen, alles zur Vollendung zu bringen“. Sein Denken an den Tod zwingt zum Gegen Gedanken an das Leben. In *Die Urne und das Skelett* heißt es: „In das Grab hinein pflanzte der menschliche Grieche noch Leben, Und du töricht Geschlecht stellst in das Leben den Tod.“ Erst die Aufopferung verleiht dem Tod seine Würde. In den letzten Tragödien – *Maria Stuart*, *Die Jungfrau von Orleans* und *Die Braut von Messina* – wird die individuelle Schuld der Protagonisten durch das Sterben ausgelöscht. „Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude“, heißt es am Ende der *Jungfrau von Orleans*.

Im Geist der Freiheit

Die Totenmaske, die nach der Obduktion bei Schiller abgenommen wird, zeigt eine gewisse Entschlossenheit, einen verbliebenen Ausdruck von Energie. Schiller hat sich dem Sterben so lange, wie seine Kräfte reichten, widersetzt. Dieser Widerstand bedeutete für ihn mehr als eine bloße Fiktion der Freiheit, er war eine ethische Willensanstrengung. Er will nicht anerkennen, dass es gegen den Tod kein Mittel gibt. Es dürfe – wie es in *Über das Pathetische* und *Über das Erhabene* heißt – keinen Fall geben, wo der Mensch etwas „muss, was er nicht will“. Nichts sei für ihn so „unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf“.

Schillers Fixstern ist der Geist der Freiheit in jeder Hinsicht. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren.“ Das ist das Credo des Tell. In Schillers *Eleusischem Fest* heißt es aber auch vom Menschen: „Allein durch seine Sitte kann er frei und mächtig sein.“

Der von seinem eigenen Enthusiasmus oft Hingerissene wird die Dichtung immer über Philosophie, Moral und Politik stellen. Es sei nur die Kunst, „wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muss ich mich immer mit Prinzipien plagen. Da bin ich bloß ein Dilettant.“ Er wollte aber

auch Erfolg haben und Ruhm erwerben in einer Welt, die er nicht verändern wollte, sondern so hinnahm, wie sie nun einmal zu seiner Zeit war. Goethe meinte denn auch, Schiller sei weit mehr Aristokrat gewesen als er. In Weimar führte er den Titel eines Hofrates, und drei Jahre vor seinem Tode wurde er vom Kaiser in Wien in den erblichen Adelsstand erhoben. Als Geschichtsschreiber wie auch im praktischen Alltag war er durchaus Realist. So konnte er auch mit dem ihn schwärmerisch verehrenden Hölderlin nicht viel anfangen. Er sah in ihm „einen höchst subjektiven Idealisten, der in sich hineinlebt und die Brücke zur gegenwärtigen Welt nicht zu bauen vermag“.

Sein Leben war eben auch ein ständiger Kampf um ausgeglichene Finanzen. Die Professur für Geschichte, die er 1789 in Jena angetreten hatte, brachte ihm so gut wie nichts ein.

Das galt auch für seine journalistische Arbeit als Herausgeber und Redakteur der *Rheinischen Thalia* und später der *Horen*. Für dieses „Weltjournal“ sollten nach seinem Willen „dreißig oder vierzig der besten Schriftsteller Deutschlands arbeiten“. „Alles, was Geschmack haben will, muss uns kaufen und lesen.“ Das Programm der *Horen* war ästhetische Erziehung: „Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn.“ Hier sollte ein „dritter Charakter“ zwischen Natur und Vernunft, Willkür und Freiheit sichtbar werden, der „zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diene“. Thomas Mann rühmte, Schiller habe mit diesem Programm das „seiner Zeit schon ungemäß Dünkende zum Dringlichst-Zeitgemäßen“ erhoben. Aber Schiller schätzte das Engagement seiner Mitstreiter und auch das Interesse des Publikums falsch ein. Anfang 1798 ist Schluss mit den *Horen*, auch mit den *Xenien*. An Goethe schreibt er: „Weihen Sie diesen edlen Todten eine

fromme und christliche Träne, die Condolenz aber wird verboten.“

Der Realist Schiller war kein Utopist. Die Beschäftigung mit Geschichte stimmte ihn, der eher die Harmonie suchte, durchaus skeptisch. Seine Helden in der Geschichte kämpfen für das Gute und Gerechte, für Freiheit und Wahrheit. Ihre Bemühungen werden aber tragischerweise durch den Unverstand der Massen, den Eigennutz und die Intrigen der Mächtigen zum Scheitern gebracht. „Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen suchen? Bei wenigen hast du von jeher gewohnt. Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.“ Der Freiheitsideologe Schiller wurde immer wieder vom Zweifel, vom Unglauben an das ethisch Erstrebenswerte geplagt. Aber auch solchen Widersprüchen versagte er sich. Goethe erinnerte sich: „Nichts genierte ihn, nichts engte ihn ein, nichts zog den Flug seiner Gedanken ab. Er war am Teetisch so groß, wie er es im Staatsrat gewesen wäre.“ Napoleon, der die gesamte europäische Landkarte durcheinander wirbelt, hat Schiller nicht mehr als Kaiser erlebt. In einem Brief an Goethe vom 28. November 1796 schreibt er: „Das eigentliche Schicksal thut noch zu wenig, und der eigne Fehler des Helden noch zuviel in seinem Unglück.“ Das bezog sich auf seinen *Wallenstein*: „Wallenstein ist ein Charakter...“ Aber Napoleon, als er 1808 nach Erfurt kommt und Goethe trifft, hält nichts von tragischen Helden mit metaphysischen Untertönen. „Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.“

Begegnung mit Goethe

Schiller und Goethe – die Geschichte einer außergewöhnlichen Freundschaft. Für Goethe begann damit 1794 nach eigenen Worten „ein neuer Frühling“, und Schiller wandte sich nach längerer Pause wieder der Dichtung zu. Beide dichten

um die Wette. Goethe überlässt dem Freund seinen *Goetz*, den *Egmont* und die *Iphigenie* zur Bearbeitung für die Bühne. Die dramaturgische Begabung lag eindeutig bei Schiller. Ursprünglich hatte Goethe von Schiller nichts wissen wollen. Und der wiederum fand Goethes „Handlungsart ganz auf den höchsten Genuss der Eigenliebe kalkuliert“: „Seine Welt ist nicht die meine.“ Schiller war es aber, der schließlich die Mauer des gegenseitigen Misstrauens durchbrach und dem Geheimen Rat die Brücke baute – und zwar durch einen Brief, in dem er „die Summe der Goethischen Existenz“ zieht, Liebeserklärung und Analyse zugleich. Schiller bezeichnet Goethe hier als „einen Deutschen, dessen griechischer Geist in die nordische Schöpfung geworfen wurde. [...] Was Sie aber schwerlich wissen können, weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis ist, ist die schöne Übereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft.“ Elf Jahre später treffen sich beide per Zufall in Weimar. Schiller will sich an diesem 1. Mai 1805 mit Caroline von Wolzogen ein Lustspiel ansehen. Als sie vor das Haus treten, begegnen sie Goethe: „[...] ich fand ihn im Begriff, ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Missbehagen hinderte mich, ihn zu

begleiten, so schieden wir vor seiner Haustüre.“

Nach dem Theaterbesuch verschlechtert sich Schillers Zustand. Man stellt ihm das Bett ins Arbeitszimmer. Goethe reitet täglich aus, er schirmt sich ab vor Krankheit und Tod, schickt aber ein Billett an Charlotte Schiller: „Sagen Sie mir doch, L. Frau, wie es Schillern ergeht? Ich wäre selbst gekommen; aber es hilft nichts, zusammen zu leiden.“ Goethe sei in diesen Tagen vor dem Tod Schillers „ungemein niedergeschlagen“ gewesen, wird berichtet. Auf die Nachrichten von Schillers Sterbelager habe er mit Schweigen reagiert. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch ist wenig!“ Das sei alles gewesen, was er gesagt habe. „[...] und nur wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen.“ „Was ich bin“, schrieb Schiller, „bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kräfte.“ Und Goethe bekannte nach seinem Tod: „Ich kann, ich kann ihn nicht vergessen.“ Dem Freund rief er die Worte nach:

*„Und hinter ihm, in wesenlosem
Scheine,
Lag, was nun alle bändigt, das
Gemeine ...
Er glänzt vor uns, wie ein Komet
Entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht
Verbindend.“*

Wie kann man den Herausforderungen des demographischen Wandels in Deutschland begegnen? Mit dieser Frage beschäftigt sich die Juniausgabe der Politischen Meinung in ihrem Schwerpunkt

Alter als Chance.

Weitere Beiträge befassen sich unter anderem mit zeitgeschichtlichen Fragen sowie mit der Medien- und Bildungspolitik.